

17203



Greifswalder Gedichts-Wochenkalender.

24. Januar 1870: Brand der Möllerschen Brauerei in der Weißgerberstraße (heute die Häuser 14 a, b, c, d). — 1904: Großer Brand der Julius Kesslerschen Maschinenfabrik (Inhaber: Prollius und Burmeister), wobei auch der Ekturm mit der Uhr („Juliussturm“) vernichtet wird. — 26. Januar 1824: Der stadtbekannteste Voltzelsergeant „Krischan“ Krüth geboren. — 27. Januar 1812: Greifswald erhält zum dritten Male französische Besatzung. — 1895: Der Komponist und Stadtmusikdirektor Hans Kreuzfeldt hier gestorben. — 28. Januar 1807: Greifswald erhält zum ersten Male französische Besatzung unter Marschall Mortier. Die Marienkirche wird Heu- und Kornmagazin, die Jakobikirche Feldbäckerei. — 1925: Geheimrat Professor Dr. Max Benz, ein Sohn der Stadt, wird Ehrenbürger von Greifswald.

Friedrich Wilhelm Hermes von Dr. Erich Gölzow.

Da sitze ich bei der Arbeit und prüfe und mustere die mancherlei „Lesebücher für höhere Lehranstalten“, von denen eins zu Ostern einzuführen ist. Schön sind sie alle, die neuen Bücher, atmen frisches, deutsches Leben, daß einem das Herz beim Lesen weit wird. Manch altes, köstlich gearbeitetes Goldstück ist darunter; aber noch öfter blinkt Helles, Neues mir entgegen, das in Lesebüchern bisher keine Stätte fand. Eine wahre Freude, wie fleißig die Herausgeber in dem besten neuen Schrifttum sich umgetan haben! Da plöblich stube ich. Diese Kriegsverse sind mir doch bekannt! Die sind doch von meinem lieben Freunde Fritz! — Wahrhaftig, da steht ja auch sein Name drunter, wenn auch nur unvollständig: Wilhelm Hermes*). Ich lese noch etmal und lasse überwältigt das Buch sinken. Mächtig packt mich die Erinnerung an den Unvergesslichen, dessen Bild wieder lebendig vor mir aufwächst. „Ja, der Krieg verschlingt die Besten!“ Wie oft haben wir das damals vor zehn Jahren wiederholt! Auf ihn traf es besonders wahrhaftig zu. Drum will ich sein Andenken auch an dieser Stelle für die Nachwelt zu bewahren suchen**).

Friedrich Wilhelm Hermes wurde am 22. Januar 1891 als Sohn eines Gerichtsbeamten in Bärwalde (Hinterpommern) geboren. Ein Spätling nach drei Geschwistern, war er zuerst körperlich recht zart, und das wurde nicht besser, als er infolge amtlicher Verletzung seines Vaters mit drei Jahren in die Großstadt Stettin übersiedelte, in der die Wohnung sein Kinberland war. Seine Schulzeit begann im Oktober 1897. Der gut befähigte Knabe, bei Lehrern und Mitschülern beliebt,

durchlief das Gymnasium mühelos und verließ es im Herbst 1909 unter Befreiung von der mündlichen Reifeprüfung. Als Kind schon war er zeitweise eine rechte „Lese ratte“, und mit Begeisterung



Das Steengraff.

Von Georg Harms.

Ik weet in de Heid en alles Graff, —
Wiet liggt von Weg un Steg dat af,
Den Barg hendal, von de böberste Kant
Lugt bei wichtigen Steen' in't Land. —
De olle Herzog, de tinner em roht,
De is an fiesdufend Johr bald dod; —
Wekken dat is un wur de heet,
Keen Wunsch di hüt noch to seggen weet. —
Doch is oof sien Heldeleed lang verweht
In' Käfelwind über dei brune Heid,
Sten Geist, de bleef uns woll verwohrt, —
Kennt si Reddersassenort?



gehörte er als Primaner einer literarischen Schülervereinigung an.

Dabei aber war er durchaus kein Stubenhocker. Als er mit elf Jahren seinen Vater, einen Mann bester deutscher Art, verlor, siedelte die Mutter nach dem Landhausvorort Braunsfelde über. Und das wurde das erste große Erlebnis des Knaben, der hier seine große Liebe zur Natur entdeckte und bei den Spielen in Feld und Flur sich überraschend kräftigte. In der letzten Schulzeit ging leider wieder zurück in die Stadt; doch lag die Wohnung zum Glück an einem großen, freien Platze. Da saß der Primaner denn oftmals, Geschichten erzählend, unter größeren und kleineren Kindern der Nachbarschaft. Sein Verständnis für Jüngere zeigte sich auch oft in fröhlichem Spiel mit den Kindern seiner älteren Geschwister,

wobei er zudem manches Mal sein hübsches Zeichentalent bewähren konnte.

Nach der Schulzeit begann 1909 das erste Studium der Germanistik und Geschichte in Halle, das dann in Berlin fortgesetzt wurde. Eine Zeitlang ließ er sich hier auch in das Leben einer schlagenden Verbindung, der Landsmannschaft Spandorta, hineinziehen. Die Ferien aber brachte er mit größter Freude in der schaulichen Geburtsstadt Bärwalde, wosin die Mutter nun zurückgekehrt war. Hier lockte ihn die hebagliche, verträumte Stille, der eisenumpommene Friedhof, die weite Landschaft, und gerne legte er auch zur Sommerzeit in der Landwirtschaft kräftig mit Hand an.

Eine neue Wendung brachte die Ueberiedlung an die Heimathochschule Greifswald, wosin ihm die vereinsamte Mutter, um ihren Kindern in Greifswald und Anklam näher zu sein, bald folgte. Die pommersche Universitätsstadt, wurde dem Jüngling zum zweiten Erlebnis. Hier erst, in der traulichen Häuslichkeit, die ihm die nimmermüde Mutter draußen in der Wolgaster Straße schuf, gertel er so recht in die Tiefen der Wissenschaft. Vor allem hatte ihn das Leben der Sprachen gefesselt, und unter Leitung von Christman, Heller und Zupitza trieb er vergleichende Sprachwissenschaft, besonders Gotisch, Altnordisch und Sanskrit. Aus diesem Gebiete wählte er sich auch seine Doktorarbeit, die über „Die gotischen Substantiva, ihre Bildung und ihr Verhältnis zu den anderen germanischen Dialekten“ handelte und ihm im Winter 1913 die Doktorwürde mit dem Zeugnis summa cum laude brachte*).

Aber auch hier war der Jüngling kein fleißiger Stubenhocker, wie man nach seinen hoffnungsvollen Studienerfolgen annehmen könnte. Im Gegenteil! Eine neue Macht hatte ihn gepackt, die seinem ganzen Leben fortan einen tiefen Freundeborn gab, weil sie die Erfüllung seines innersten Wefens brachte. Er wurde ein

*) Wägen und Wirken. Ein deutsches Lese- und Lebensbuch. 5. Teil (Obertertia). Verlag B. G. Teubner, Leipzig. In der neuen Auflage habe ich den Vornamen berichtigt.

***) Sehr viel verdanke ich in den folgenden Zeilen den gütigen Mitteilungen der Schwägerin meines Freundes, der Frau Bankdirektor Margarete Hermes in Stettin.

*) Letzter ist die Arbeit infolge des Kriegsausbruches nicht mehr zum Druck gekommen.

begeisterter Wandervogel. Ich habe es mitterlebt, wie ihn diese Bewegung in ihrer idealsten Gestalt unwiderstehlich anzog, und wie er bald die Seele der Greißwälder Gruppe wurde. Seine Liebe zur Heimatnatur fand hier die reichste Nahrung, seine herzgewinnende, frische Art, mit der Jugend umzugehen, konnte sich hier aufs glücklichste auswirken. Unvergleichliche Tage und Wochen des Frohsinns und der Schwärmerlei verlebte er vor allem in dem herrlich gelegenen Neste der Greißwälder Wandervogel, einer idyllischen Fischerkate am Strande bei Volfsin, die der Rittergutsbesitzer Weissenborn der Jugend verständnisvoll eingeräumt hatte. Hier maltete und wirkte, arbeitete und spielte der Student als Freund, Lehrer und Beschützer unter der naturfrohen Jugend und gab ihr von dem Reichtum seines reinen Herzens Schätze, die nimmer verloren sein können. Auch aufregende Tage waren ihm hier beschieden, als er mit seinen Jüngern Ende Dezember 1913 durch eine Sturmflut in höchste Not geriet, aus der er aber frisch und umsichtig alles noch rechtzeitig retten konnte*).

Das Dritte aber, was unsern Fritz Hermes oder Teja, wie ihn die Wandervogel riesen, das alte Greißwald zugleich mit diesem innigen Naturleben schenkte, das war die Liebe zu einer gleichgestimmten Mädchenseele, seiner Elise, einer Halbwaife, die seinem Häuschen gegenüber wohnte und auch zu den Wandervögeln gehörte. So ründete sich alles zu einem äußerlich bescheidenen und auch durchaus nicht, wie es etwa scheinen möchte, kämpferischen, aber doch tiefen und wahren Glück.

Da brach plötzlich der Krieg einen gewaltigen Wechsel. Fritz Hermes wohnte im Dorfe Bierow bei Greißwald unter häuerlichem Dache, um still zum Staatsexamen zu arbeiten, und half dazwischen auch gern einmal beim Heuen und Einsafahren, als das Vaterland seine wehrhaften Söhne rief. Schon am 3. August meldete er sich als Kriegsfreiwilliger in Straßund beim 42. Infanterie-Regiment und wurde hier auf dem Dänholm bis zum 21. Oktober ausgebildet. Am 8. August legte er in Greißwald seine Kriegsnotrprüfung für das Lehramt an höheren Schulen ab und hat sich über ein Jahr später auch noch in die amtliche Anwärterliste für Pommern aufnehmen lassen; leider sollten ja alle Examina und Listen für ihn nutzlos sein! Im Oktober 1914 erfolgte dann der begeisterte Auszug der kriegsfreiwilligen Studenten durch das siegesgewisse, jubelnde Vaterland nach Flandern...

Der Krieg wurde zum dritten großen Erlebnis für Fritz Hermes. Und aus dieser Zeit liegen nun, während mir ältere Werke nicht zugänglich waren, eine Reihe von packenden dichterischen Gestaltungen seines Erlebens vor, die die Ueberlieferung an die Nachwelt vollstän- dig ver- dienen. Zunächst allerdings nahm er alles in sich auf, was sich an gewaltigen Eindrücken vor seinen frischen Sinnen darbot. Und erst in Zeiten der Ruhe ver- dichtete es sich ihm zu Worten und Versen. So gibt ein Gedicht die Schilderung eines blutroten, unheilshchwangeren Abendhim- mels kurz vor der Kriegserklärung, der das Herz des jungen Menschen vor dem unbekanntem Schrecknis Krieg erschauern läßt; und ein zweites, das sich daran an- schließt, malt die graufigen Bilder zer- tretener Schlachtfelder in Flandern, die ihn offenbarten, was der Krieg bedeutet.

Die Zeit in Flandern war kurz und doch unendlich inhaltreich. Schöne Landschaften, Bilder tapferen Kampfes, dann aber erschütternde Reichenhügel und niederstim- mende, schwere Novemberregen und Nebel

im Schützengraben, schließlich die Ruhr im Regiment, an der auch Fritz Hermes schwer erkrankte. — Zurück ging's nach Straßund, das er Ende Januar 1915 wieder verlassen konnte. In einem kurzen Gedicht nimmt er Abschied von der Braut, der er sich beim Kriegsausbruch öffentlich verlobt hatte. Es ist dasselbe, das ich im Besuche wie- derschand. (Besindet sich in dieser Num- mer. D. W.)

Jetzt war der Osten das Ziel. Seine Karrengrüße waren meist nur kurz. Im Mai gab er Nachricht aus dem Schützen- graben, in dem er sich diesmal wohler fühlte als im flandrischen November.



Als ich zum zweitenmal ins Feld zog.

Von Friedrich Wilhelm Hermes.

So leb' denn wohl.
Wir zieh'n zum zweitenmal das blut'ge
Schwert,

wir, die der Kriegsgott einmal schon zu
Boden warf mit grimmer Faust.
Wir jubeln nicht, wir träumen nicht von
Siegen,

wir taumeln feuertrunken nicht zur
Schlacht.

Denn unsre Augen sahen schon zuviel,
und unser Herz empfand zu tief das
Granen dieses Krieges.

Wir jubeln nicht — wir ziehen still zur
Schlacht.

Doch unser Herz kennt nimmer Furcht
und Bangen,
kein Schauder wird an unsre Seele
rühren.

Den Schrecken hat der Tod für uns ver-
loren —

er lag zu oft als Nachbar neben uns im
Schützengraben.

Wir kennen keine Furcht, wir weichen
nicht.

Uns lähmt nicht eifriger Schreck, wenn die
Granaten springen,

wenn die Schrapnells hoch in der Luft ihr
gellend heißes Schlachtlied singen.

Wir ziehen still hinaus und tun lautlos
unsre Pflicht,

das Auge kalt dem Feinde zugewandt
und um den Kolben fest gepreßt die Hand.
Und muß es sein, wir werden sterben ohne
Klage.

So leb' denn wohl.
Straßund, den 23. Januar 1915.



Schließlich gab's harte Kampftage bei
Podosse im Jull und dabei eine schwere
Verwundung der linken Hand. Als Un-
teroffizier kehrte er heim und mußte fünf
Monate im Lazarett zu Anklam verbringen,
wo er im Hause des älteren Bruders
wieder, wie schon oft, seine zweite Heimat
fand.

Im Januar 1916 kam er dann wieder
als selbstdienstfähig zum Ersatztruppenteil
nach Straßund und konnte bald mit der
Linken, obgleich sie noch voller Splitter
saß, wieder „Griffe kloppen“. Dann schickte
man ihn zum Offizierkursus ins Pock-
stedter Lager (Holfstein), was er gerne an-
nahm. „Zum Feldwebel möchte ich es doch
wenigstens bringen,“ schrieb er mir. Der
Kursus dauerte von März bis Mai 1916,
und dann erfolgte der dritte Auszug, dies-
mal wieder nach dem Osten.

Ueber diese letzte Feldzugszeit meines
Freundes liegen mir Tagebuchaufzeich-
nungen vor, aus denen einige Stellen mit-
geteilt seien. „Das war ein feiner Abschied
aus Straßund am 29. Mai, mehr, als wir
alle erwartet hatten; es war wie im Ok-

tober 14. Und unsere Fahrt? Sie war
weniger Kriegsfahrt als die beiden an-
deren, so gemütlich, fröhlich, als ging es
auf lange Wandervogelfahrt.“ Der Weg
führte durch das bereits wieder fleißig
aufbauende Ostpreußen nach Rowno im
Tale des Niemen und dem schon in man-
chem östlich anmutenden Wilna. Unter
besten dienstlichen Verhältnissen — be-
sonders verehrte der junge Krieger seinen
Hauptmann Winder — stand man hier in
landschaftlich schöner Gegend. Der nahe
Schwederwald mit seinem künstlerisch
wundervollen Heldenanger machte tiefen
Eindruck auf Fritz Hermes. Dazwischen
gabs wieder ernstesten, erschütternden
Krieg, wobei der Wandervogel zum be-
vorzugten Patrouillengänger wurde. Das
Tagebuch verzeichnet in diesen Tagen:
„Kann Deutschland dem Ansturm nicht
widerstehen, dann wollen wir fallen im
letzten Heldenkampf. Wir können nur
herzischen, wir können keine Knechte sein.
Dann mag kommen Ragnarök, Ende der
Götter, Ende des deutschen Geistes, der
deutschen Welt. Aber wenn wir sterben,
soll die Welt in unserm Blut ersticken,
dann wird der Siegfried zum Hagen.“

1. August. „Ich hause mit Leutnant
W. zusammen in einem kleinen Unter-
stand; der leidet unter den Verhältnissen,
besonders geistig. Mich stört's weniger.
Bin ich so sehr Landsknecht, oder bin ich
so sehr unabhängig von den äußeren Be-
sorgungsbedingungen? Bin ich Philosoph, der
die Welt überwindet, oder Wandervogel,
der sich in alles schickt — oder beides? Ich
weiß es nicht — ich lasche.“ — September:
„Wie lange dauert es noch, dann ist der
Herbst da, die Nächte sind schon so kalt.
Und immer weiter das Schwert schwingen
und den Kolben umpressen, bis wieder der
Winter alles in Eis und Schnee schlägt.
Und unsere Frauen sitzen daheim und ver-
zehren sich in Sehnsucht. Und wir lassen
unsere beste Kraft hier draußen auf eisen-
durchpflügtem Boden. Aber wenn's nur
zum Siege ist, wir wollen's ja gern tra-
gen. Es muß ein eigenartiges Geschlecht
werden, unsere Söhne Ihre Väter tauch-
ten die Arme in Blut und waren im In-
nern doch so abhold allem Morden. Es
wird ein schwerfälliges, nachdenkliches Ge-
schlecht werden, unsere Söhne.“

Manches aus diesen Eintragungen ist
schon Gedicht; und immer häufiger wer-
den jetzt auch die Dichtungen.

Weiter meldet das Tagebuch aus Ruß-
land: „Zwei Tage habe ich gearollt. Cori-
olan, ich verstehe dich. Und doch, die Her-
ren, die da gehen und verleihen, sind nicht
Deutschland. Und wir kämpfen nicht ums
Eiserne Kreuz, sondern um Deutschland.“
Diese Aufzeichnung war eine Folge son-
derbarer Ordensverleihungen an andere
für die eigene harte Arbeit. Doch ist das
Verfügte später noch gutgemacht worden.

Nach furchtbaren Kämpfen im Bier-
wald wurde das Regiment abtransportiert
nach dem Balkan. „Warum wir uns
dort wohl hinwünschen? Ist es Aben-
teurergeist, der in orientalische Fernen
strebt?“ Die Reise brachte großartige
Eindrücke und ließ das Grauen vergangener
Wochen zurücktreten. Der Zug durch-
eilte Galizien, Ungarn, Serbien, Mazedo-
nien. Im Süden dieses Landes bezog
man eine Stellung in einer Felsenschlucht.
Bald aber hatte die Ruhe dort ein Ende.
„Heute abend gehen wir in Stellung, um
zu stürmen. Es ist ja nicht der erste Sturm.
Ich bin ja müde. Macht es die feuchtwarme
Luft hier, das fremde Klima? Oder ist es
Vorahnung? Geh ich da ein, wohin schon
so viele von mir gingen? Einmal würde
es nimmer bei dir, Altvater Wotan, wei-
ser, greiser Schlachtengott. Viele würde
ich treffen, deren Spur ich kreuzte auf
früher Wanderschaft, auf rauhem Kriegs-
pfad.“

Bei diesem Sturm am 28. Oktober fiel
Friedrich Wilhelm Hermes an der Spitze
seines Zuges. Seine Beförderung zum

* Sein Bericht darüber im „Wander-
vogel-Gaubleit für Pommern“, Jah-
gang 2, Heft 1, Februar 1914, unterzeichnet
„Teja“.

Leutnant, die jeden Tag herauskommen mußte, und die insolge der wiederholten Truppenveränderungen sich verzögert hatte, auf die er bescheiden und zurückhaltend sehnsüchtig wartete, sollte er nicht mehr erleben, auch nicht mehr das Eisene Kreuz 1. Klasse. Nun ruht der stille Eschlaffer dort hinten weit in fremder Erde auf dem kleinen Friedhof von Nowat bei Monastir. In der Heimat aber soll er unversehrt sein. Hier fehlt er so manchem,

fehlt vor allem dem ringenden Vaterlande als Jugenderzieher von Gottes Gnaden, wozu er bestimmt schien durch hohes Wissen und Können, vor allem aber durch seine frische, warmherzige, sieghafte und festgegründete Wesensart, wie sie uns am besten wohl ein Blatt aus dem Tagebuch wenige Wochen vor seinem Tode spüren läßt:

19. Juli: „Sonne, jubelnde Sonne, jauchzendes Licht! Du weckst Leben, du

gibst Leben, du machst gut, was der Krieg, die Nacht, der Tod zerstört, vernichtet. Du weckst wieder, was bei allem Schrecken, in aller Not in uns fast sterben möchte, Sehnsucht, Hunger nach dem Himmel, dem Licht, dem Schönen. Und du gibst neue Kraft, neue Schwingen, daß wir uns aufheben wie Adler zu seligen Höhen, deinen Höhen, Sonne, jubelnde Sonne, jauchzendes Licht, in dir will ich mich baden, mich kräftigen — über allem Schlamm, über aller Not.“

De Husbom von W. Gladrow.

(Fortsetzung.)

„Dat wir in urolle Tiden, as noch keen Mensch von Buckmaehlen drömen ded, ja, sogar noch lang vörher, ihre us? Herr Christus up dei Welt kamen is, dunn harn all us? ollen germanischen Vörfohren dei Angewennung, ehr Heimstädt üm en starcken Bom rümtauben. Mit Börseiw söchten sei sich hiertau 'ne olle dicke Eick ore 'ne Tagesch' ut. Se harn hiertau gauden Grund, denn ehr ollen Götter, dei Asen in Asgard, harn ehr sülvst Nhr un Bispill gewen, un harn Walhalla, den herrlichen Götteraal, sülvst üm 'ne riesige Eick' rümbuagt. Dat is de Weltesch' Yggdrasil, bei all dor wir, ihre als wir, un dei noch sin ward, wenn alls unnergeiht, so böös ehr of von allerlei Ungetier tauset't ward. Un ehr Wispel, den sei dörch dat Dach streckt, hoch in den Weltenrum rin, dröffen, wo wi abends den hellen Nordstern sehn, heit Vård, wat woll sovel bedei den fall, dat sich von sin Low allerlei Götter ernähren deist. So taum Bispill dei Zäg Heidrun, dei stats Mell all den Met gew, den Götter un Einberier dränken. Un des' Weltesch' Yggdrasil is dei irst un gewaltigt Husbom, von den uns dei mytologischen Aewerliwerungen von uns' ollen germanischen Vörfohren berichten. Un noch von einen annern Husbom vertelt uns olle Sag. König Wälse in Hunenland, de König ut Wodans Geslecht, har teihn Saehns un een Dochter, schün Signy. Wälse'n sin Kinner un Nahkamen würden nah em dei Wälungen nenn, un wiren in jede Hensticht schöner, stattlicher un stärker, as alle annern Menschen. Dei allerschönsten un stattlichsten aewerst von dei Geschwister wiren Siegmund, de öllst Saehn, un sin Schwester Signy. Dat wiren Anäshen. Schön Signy was verlawt mit den König Siggeir ut Gautland, obglük sei em wenig utstahn kün. Ehr Badder Wälse aewerst wull dat so, un sei müßt sich süagen un müßt so, as dat bi dei Regenten jo Wod blewen is bet up hüt un den Dag, sich sülvst för dei hoge Politikk un Opfer bringen. As nu dei Hochtid

was, un sei All rundüm seten un fierten in König Wälse's Saal, tred mit ees un unverschöfft in den Saal en öllerhaftigen Mann. De was grot un breitschullerig un stark, un har en plackigen Mantel üm un drög en breittrempigen Slapphaut deip in't Gesicht treckt, as wull hei dormit verdecken, dat hei man een Dg har. In dei Hand höl hei en blühblankes Swirt, un tred an „de olle, starke Eick, dei midden in den Saal hochragt bet dörrch de Deck“, un stödd dat Swirt mit alle Kraft bet an den Griff in den Stamm von dei Eick, un säd:

„Dit is dat Siegwirt, un 't giwot keen beteres up de Welt, un weder dat Swirt ut den Stamm treckt, de fall dat behollen un fall sin eigen sin.“

Dorup verswünn de Öl, so as hei kamen was. Un keen Genzigt har magt, em tau stüren ore in't Wurt tau fallen. Sei ahnten äwerst, dat dat Wodan sülvst west wir, de Ahnherr von Wälse's Geslecht. Un nu mähten en eiserten se sich as, un en Jeder ded sin Maeglichstes, dat schöne Swirt tau gewinnen, aewerst dat rückt un rögt sich nich. Taulest tred de Königsaehn Siegmund, schön Signy ehr Zwillingsbräuder, an de Eick. Dei treckte dat Swirt gliksam spälend ut den Stamm. Un sei All bewundern dat schöne Gewaffen, un König Siggeir säd tau sin'n jungen Swager:

„Giw mi dat Swirt, dreemal mit Gold will ich di 't upwägen.“

Siegmund aewerst wist em son beten höhnisch af un säd:

„Di stünn jo frie, dat Swirt ruttantrecken, as dat dor noch in den Stamm stecken ded. Worüm hest Du 't nich dah? Nu aewerst, wo ich dat Swirt herw, will ich 't of behollen, un wenn Du mi of all Din Gold gewist, wat Du hest.“

Des' Antwurt nehm Siggeir bannig aewel, un sünn von den Daenblick an up Rache, wenn hei sich 't of vörriekt nich marsten let. Un dat was de Anlaf tau dat irrt Terwürfnis mank dei Wälungen un

dei Hundinge, dei Niflungen, mank dei Licht- un dei Dunkelmächte, dat nich erloht bet tau den völligen Unnergang von dei beiden Geschlechtern. —

Nahwer E. weg 'ne Wil still. Mit ees aewerst rep hei ganz unerwart't:

„Still eis, hrüllt dor nich 'ne Rauh?“

Nu was ich jo bi Nahwer'n sin' Geichichten an hartliche Sidenprüng' gewennt; jon lütt Sag von dei Frd bet up den Man ore den Saturn, ore gor furts noch en paar Duzend Lichtlohr wider bet irgend en beliebigen Firstirn, dat was för Nahwer E. 'ne Kleinigkeit, üm so mir, as hei immer ebenjo glatt wedder up dei leim' Frd taurlich sünn. Of hüt was hei jo all mit mi in Walhalla un gor all up den Nordstirn weit. Aewerst grad, dat hei ut dat Höchste un Herrlichste herut, wat de Germanenstamm an Sag un Aewerlieferung het, jo plöblich un profan mit mi up den Kaufdreich landen wull, was nich nah minen Sinn, un dorüm antwurt't ich son beten spik:

„Zawoll! dor tut 'ne oll Klatsch von Rauh, wo kümmt dat Kretur bloits up dei Buckmaehl rup; dei möt rein den Start entlang kladdert sin un kann woll nich wedder run finden.“

„Snaden E' keenen Unstun“, seggt aewerst E. sich ruhig, „dat kennen Sei nich beter. Dei Buckmaehl, dat heit de Husbom un dei Rauh, dei hären tausam as dei Lus taun Zigermer, ore, wenn Sei dat leimer hären, as Licht un Sünn un as Brislinga-Men, dat Zwergenkunstwart üm Frenas slohwitten Nacken.“

Un as ich mi nich entholten kün, gegen des' Vergalke en paar Inwendungen tau maken, seggt E.:

„Na, dei Sat süht uns hüt tau wid. Ich vertell Sei dat en annermal; helpen E' man denken. Hier! will' uns man noch 'ne frisch Pip stoppen un denn will' wi nah Hus gahn un sehn, wo wld de Frugenslüb mit de Kakerie sünd.“

(Fortsetzung folgt.)

Was im Jahre 1828 in vorpommerischen Unterhaltungsblättern stand.

Fete eines Dienstjubiläums in Stralsund.

Es ist ohne Zweifel eine der ehrenwerthesten Sitten, den Tag, an welchem ein verdienter Mann in seinem Wirkungskreise einen Zeitraum von 25 oder 50 Jahren beendigt hat, nicht unbemerkt vorübergehen zu lassen, sondern denselben durch besondere Beweise von Liebe und ehrender Anerkennung des Verdienstes vor anderen Tagen auszuzeichnen. Immer aber hat es mich geschmerzt, wenn ich sah, daß man solche Jubelfeierlichkeiten in der Regel nur zu Ehren von Männern aus den höheren Ständen veranstaltete, von einer 25 oder 50jährigen treuen Dienstführung in den niedrigeren Ständen aber nur höchst selten Notiz nahm, obgleich eine gleichjährige treue Pflichterfüllung in allen Verhältnissen des Lebens gleich ehrenwerth erscheint. Deshalb konnte ich mich nur freuen, als ich neulich von einer Jubelfeier der letzten Art hörte, welche, so still und anspruchslos sie auch vorging, doch in

einem weiteren Kreise bekannt zu werden verdient.

Ein hiesiges Dienstmädchen hatte am letzten Oftertage in einem und demselben Hause 25 Jahre treu und redlich gedient. Die Herrschaft desselben nahm hiervon Gelegenheit, es auf eine ebenso einfache als ehrende Weise zu überraschen. Der Herr des Hauses wandte sich nämlich an die treue Dienerin, welche auch nicht im Entferntesten an eine Auszeichnung gedacht, ja, nicht einmal sich daran erinnert hatte, daß sie nun 25 Jahre in demselben Hause diene, mit einer kurzen Anrede, in der er ihr für ihre fritherhin seinen verstorbenen Eltern und seit 10 Jahren auch ihm treu geleisteten Dienste auf eine herzliche Weise dankte. Diesen Dank begleitete er mit der Versicherung eines höheren jährlichen Lohnes, mit der Ueberreichung eines neuen schwarzseidenen Kirchentleides und der Einhändigung eines goldenen Ringes, der von dem tief gerührten Mädchen mit

um so innigeren Danke empfangen wurde, da die verstorbene Mutter des Hausherrn, an der dasselbe stets mit unbegrenzter Liebe hing, diesen Ring lange Zeit getragen hatte, und dieser zugleich, gleichsam als wäre er ursprünglich für einen solchen Zweck bestimmt worden, die Inschrift „Trene“ führte. Damit dieses Fest bei dem wackeren Mädchen einen möglichst erkenntlichen Eindruck zurücklasse, so forderte die Hausfrau es zugleich auf, am zweiten Oftertage, Freundinnen und Verwandte zu sich zu bitten, um in ihrer Mitte den Nachmittag und Abend auf eine heitere Weise zu verleben.

Wen soll man in dem vorliegenden Falle mehr rühmen, das Mädchen, welches einer solchen Auszeichnung werth war, oder die Herrschaft, welche das Verdienst einer solchen treuen Dienerin echt christlich anerkannte und ehrte. Wüßten sie erfreuliche Erscheinungen sich in der Nähe und Ferne recht oft wiederholen!

Die Breitwälder Straßen

Geschichtliches und Sagenhaftes, Ernstes und Heiteres von Urbanus und Redigens.

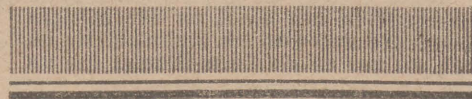
XXXIII. Die Kapannenstraße.

Der Name Kapannenstraße hat mit dem Federvieh nichts zu tun. Die Straße verdankt ihren Namen vielmehr der Familie Cappun. In den ältesten Zeiten lag über dieser Straße bezüglich ihrer Benennung eine gewisse Unsicherheit, denn aus dem Stadtbuche geht hervor, daß mit dem Namen platea Caponum nicht nur die heutige Kapannenstraße, sondern auch die Parallelfraße, die damalige Stremelower-, jetzt Wollweberstraße, bezeichnet wurde. Diese schwankende Benennung machte sich besonders bei Bezeichnung des „Großen Convents“, der an beiden Straßen lag, bemerkbar, doch darauf kommen wir noch bei Besprechung der Wollweberstraße zurück. Außer diesem an die Kapannenstraße grenzenden Convent gab es im 14. und 15. Jahrhundert noch zwei kleinere Convente in dieser Straße, nämlich den Hornschen und den Bullenschen Convent. Der erstere wurde von Nikolaus Horn, dem Sproß einer alten Greifswalder Familie, gestiftet, infolgedessen sein Haus in der Kapannenstraße nach seinem Tode im Jahre 1378 zu einem Armen-Convent eingerichtet wurde. Die Lage dieses Convents ist nicht mehr festzustellen. Der Bullensche Convent, der von 1271 bis 1274 bestand, lag in dem südlich der Langenstraße gelegenen Teile der Kapannenstraße, wahrscheinlich dort, wo jetzt die Häuser Nr. 20 und Nr. 21 stehen. Stifter des Convents war vermutlich der wohlhabende Bürger und mehrfache Hausbesitzer Nikolaus Bülle. — In dieser Straße lag auch eine Häusergruppe, die den Namen „Regenameren“ führte. —

Die heutige Kapannenstraße beginnt mit der Nummer 5. Das hat seinen Grund wohl darin, daß die Straße ursprünglich bis an den Adel heranreichend gedacht war, durch die Umbildung der wüsten Raugangswiese in eine Promenaden-Anlage aber um die Plätze 1 bis 4 verkürzt wurde. Der Komplex der Stellen 4 bis 7 war früher der „Gerberhof“, zu dem auch die Grundstücke 25 und 26 der Langenstraße gehörten. Die Grundstücke 5 bis 7 der Kapannenstraße werden jetzt von der Heydemannschen Privatklint bestanden. Die meisten jetzt noch stehenden Häuser sind im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts erbaut worden.

Im Leben so mancher Bruders Studio hat namentlich in früheren Zeiten das Haus Nr. 14 eine besondere Rolle gespielt. Seit langen Zeiten befindet sich hier nämlich das Leschhaus, und man weiß, daß die früheren Inhaber wiederholt nachts herausgeklüngelt wurden von zu nächtlichem Spuk aufgelegten Musesöhnen, die von dem aufgestörten Pfandleiher wissen wollten, welche Zeit ihre bei ihm in Pension befindlichen Uhren zeigten. Eine besonders nette Geschichte, die dem Pfandleiher Michalski passiert sein soll, sei hier wiedergegeben:

Im Jahre 1875 oder 1878 wohnte in dem der Pfandleihe gegenüberliegenden Hause ein flottes Studio, dessen Monatswechsel regelmäßig im ersten Drittel des Monats sich verflüchtigt hatte. Dann ging er trübselig in seiner „Bude“ herum und entlockte einer Violine fahnenjämmerliche Töne. Als die Not wieder einmal am höchsten und etwaige Pfandobjekte kaum mehr vorhanden waren, versiel er auf den Gedanken, die Violine zu verkaufen, aber



Wat de Düwel seggt.

So kümmt Gott's Wurt in Schwungl
säd de Düwel, don schmeet hei dei Bibel
äwer dei Kirchhofsmuer.

Ofket un gliet hürt taubop, säd de Düwel,
don har hei 'n Auketen, 'n Enteder,
'n Möller un 'n Amtmann in 'n Saak.

Dat is 'ne anner Ort Kräwt, säd de Düwel,
don har hei sin' Grotmudder in
'e Rüs' fungen.

Dat möt doch Bull afgäwen, säd de Düwel,
don schrapf hei 'ne Poga.

Dat Öller geiht vör, säd de Düwel,
don schmeet hei sin' Grotmudder dei
Trepp' hendal.

Genfach, äwerst nüdlich, säd de Düwel,
don streek hei säd den Steert arstengrön
an.



Michalski, ein ganz unmusikalischer Mensch, bot eine so lachhaft niedrige Summe, daß der Studio die Gefährtn trauriger Stunden wieder mitnahm. Tags darauf steht Michalski vor seiner Haustür, während drüben der Student seiner deprimierten Seele auf der tragenden Geige Ausdruck gibt. Da kommt ein Herr die Straße entlang, bleibt vor den Fenstern des Studenten stehen und lauscht den Geigentönen, wobei sich seine Bize geradezu verklären. Plötzlich geht er zu Michalski hinüber und bittet um Auskunft, wer da drüben spiele. „Die Geige ist ja herrlich, sie singt und jubelt förmlich, das ist sicher eine alte Stradivari, Amati oder Guarneri! Die muß ich in meinen Besitz bringen, und wenn sie hundert Taler kostet!“ Michalski spitzt die

Ohren und gibt Auskunft, worauf der Geigekenner sich zum Studenten begibt, um nach kurzer Zeit niedergeschlagen und kopfschüttelnd wieder zu erscheinen und von dannen zu gehen. Seitdem liegt Michalski auf der Bauer, denn er glaubt, nunmehr die kostbare Geige leicht in seinen Besitz bringen zu können, und als er den Studenten am anderen Tage erblickt, erbietet er sich, ihm 10 Taler auf die Geige zu leihen. Der Studio verlangt aber mindestens 15 Taler und sorgsamste Aufbewahrung, worauf Michalski schließlich eingeht. Da gerade Semestereschluß ist, reist der Student mit dem Geigekenner auf Nimmerwiedersehen ab, und der Pfandleiher sitzt mit 15 Talern auf einem elenden, ordinären Wimmerholz fest! —

Außer der Pfandleihe befand sich eine Zeit lang in diesem Hause auch noch die Gastwirtschaft von Braun, womit aber nicht gesagt sein soll, daß beide Betriebe etwa dem Studio das gewesen wären, was Seylla und Charvobis dem Myffes waren.

Einen besonderen Charakter erhielt die Straße durch die dort befindlichen Fuhrgeschäfte, zumal in den Zeiten vor und in den ersten Zeiten nach Anschluß der Stadt an die Eisenbahn das Fuhrwesen eine ganz bedeutende Rolle im Verkehrsweesen spielte. Das Haus Nr. 17 (vor 1800 erbaut) gehörte dem „Träger“ (Fuhrmann) Lange und war gegen 90 Jahre im Besitz dieser Familie. Im Hause Nr. 17 (1805 von Maurer Hesse erbaut) befand sich das Fuhrgeschäft des stadtbekanntesten Fuhrherrn Jahn, der ein kleiner, wohlbeleibter, volgeistiger Mann war, und allgemein „Stacker“ Jahn genannt wurde. Ihm gegenüber im Hause Nr. 22 (1909 neu erbaut) wohnte sein Konkurrent Fuhrherr Kasch, von dem der Volksmund sagte: „Immer rasch, seggt Kasch“, und der einen Sohn hatte, der als ewiger Student unter dem Spitznamen „Lining Kasch“ im Gedächtnis älterer Greifswalder heute noch fortlebt. Jahn's Nachfolger wurde dann sein Schwiegersohn Christoph Behrens. Ein anderer Fuhrherr Kasch, genannt „Stiefels“ Kasch, war der Neffe des oben erwähnten und wohnte Bismarckstraße 34. Auch heute befinden sich noch mehrere Fuhrgeschäfte in der Kapannenstraße. — Als das ansehnlichste Haus der Straße wäre noch neben den Häusern der Heydemannschen Privatklint das Haus Nr. 14 zu nennen, das früher (1882) dem Professor Hofer gehörte und dann in den Besitz des stadtbekanntesten General-Sekretärs v. Wolfradt überging, dessen Tochter heute noch Besitzerin ist.

Wie die Straße keinen rechten Anfang hat, so hat sie auch kein richtiges Ende, wenn man so sagen darf, denn die Nummern zählen nur bis zur Langenstraße. Der sich darüber hinaus bis zur Promenade erstreckende Teil ist von Unterverkältsbauten bestanden, die zur Langenstraße zählen.

Plattdütschen Schnack.

Wat kinner, väl Segen, säd de Köster,
don stök hei den Döpschilling in dei Tsch.
— Höger rup nah 'n leiwen Gott, säd de Ratt,
don leep sei mit 'n Sparling tau Bähn.
— Jä bin von hoge Afsunft, säd de Jung,
min Badder wohnt up 'n Bähn.
— Wat geiht mi dat an, wat achter mi
passiert, säd de Jung, don kreeg hei dei
Dack vull. — So möt 't kamen, wenn 't

Buer warden sall, säd de Jung, don söl
sin Badder ut dei Bähnluf. — Leiwerst en
uprechten, niesnadigen Dickkopp, as en
duchnackigen, quadeligen Nickkopp.
— Mann in 't Luv un Fru in 't Lee, dat 's
Gotts Will an Land, up See! — Schwart
Hand giwvt fett Mul. — Kopparbeit is
dei schwerste, säd de Buer taum Paster,
dat seih id an mir' Ofsen. — Is de Boom
grot, is de Gärtner bod. — Kee, sowat
läwt nich, säd de Schinner, don würd em
'ne bodige Pogg bröcht. — So as dat

Schay is, so is dat Lamm. — Minich, rad
mi nich in! säd de Schosteenfäger taum
Möller. — Dat ward en heiten Dag, säd
dei Hex, don sül sei brennt warden. —
Dat sall mi nich wedder passiern, säd Pa-
gel, don giing 't mit em nah 'n Galgen.
— Dei Sak hett en Haken, säd de Bäck,
don har hei sei an 'ne Angel fastbäten.
— Högup hett wat, Frettup hett nicks. —
Becker dei Dgen nich upmakt, möt den
Weldbüdel upmaken. —

Insamlet von B.